



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### A u s W i e n.

Kopitars Nachlaß. — Besuche von Bücherkundigen. — Russischer Besuch. — Kaiser Nicolaus. — Städtische Reformen in Poffnung. — Bürgermeister Szapka. — Baron von Diepenbrok. — Theater Nachrichten. — Journalistik. — Spanische Militaireleben. — Chowniß.

Die für slavisches Schriftthum so wichtigen Bücherschätze aus dem Nachlaß des verstorbenen Custos an der k. k. Hofbibliothek Hofrath Kopitar, von welchen ich Ihnen unlängst schrieb, daß sie wahrscheinlich von Seiten der russischen Botschaft angekauft werden würden, sind nun doch diesem Schicksale entgangen und dem Vaterlande erhalten worden. Die Stadtbibliothek in Laibach hat die ganze Sammlung erworben, und jedenfalls dürften diese für die slavische Literaturgeschichte so lehrreichen Inkunabeln und Handschriften dort von dem in Croatten und Krain lebendig gewordenen Geistesleben bald zu Ruh und Frommen der nationalen Agitation ausgebeutet werden. Ueberhaupt sprechen jetzt der Sammler und Forscher nicht wenige hier ein, was auf die Reichhaltigkeit der literarischen Schätze schließen läßt, die leider freilich meist vergraben und ohne besondere Empfehlungsbriefe kaum zu haben sind. Kaum hat uns der Vorsteher des britischen Museums, Herr Panizzi, durch einen bedeutenden Ankauf beim Antiquarbuchhändler Kuhhitzsch die ihm anvertrante Anstalt bereichernd, verlassen, so erschien auch schon wieder Baron Westreenen von Fiellandt, Generalinspektor aller Staatsbibliotheken im Königreiche Holland, welcher gleichfalls mancherlei Verbindungen zu Gunsten der von ihm vertretenen Institute anknüpfte, welche indeß weniger augenblickliche Erwerbungen, als vielmehr die Anbahnung eines regelmäßigen Verkehrs der holländischen Bibliothekare mit dem hiesigen Plage in gelehrten Interessen zum Zweck hatten.

Auch der russische Unterrichtsminister Uwarow verweilt in unsern Mauern. Dieser Mann bildet in Gemeinschaft mit dem nun verstorbenen Grafen Cancrin die beiden wichtigsten Momente in der Ruf-

sificirung aller dem russischen Zepter unterworfenen Völkerschaften, welche demalsten der unbewegliche Gedanke der russischen Regierungspolitik ist. Was Cancrin durch das Prohibitivsystem und die eiserne Grenzsperre auf der einen Seite zu erzielen wußte, nemlich die Abgeschlossenheit der russischen Bevölkerung von der Strömung europäischer Gesittung und dem frischen Wellenschlag der Zeit, das strebte der Geist Uwarow's durch die gewaltsame und listige Einführung des russischen Idioms als Unterrichtssprache in allen Lehranstalten des Reiches zu befestigen und geistig zu vollenden. Ob dieser Plan der russischen Politik gelingen wird und die Probe des nächsten europäischen Konflikts aushalten kann, lassen wir dahingestellt sein, so viel ist indeß gewiß, daß das Gelingen des Russifikationsplanes, der mit der Aufgabe der griechischen Propaganda in Glaubensdingen zusammenfällt, wesentlich bedingt ist von der Dauer des allgemeinen Friedens und der Aufrechthaltung der jetzigen Staatsverhältnisse.

Der Kaiser von Rußland hat die österreichische Hauptstadt auf seinem Fluge nach Italien nicht berührt, sondern bloß den Grafen Nesselrode hieher gesandt, der mehrfache Besprechungen mit dem Fürsten Staatskanzler hatte und dann ebenfalls nach Italien eilte. Die Ursache, warum der Kaiser, welcher bereits London und Berlin in der jüngsten Zeit besucht hat, Wien umging und von Leipzig unmittelbar nach Prag und Innsbruck reiste, will man in den Verfolgungen der katholischen Kirche, die jetzt im Reiche des Czars an der Tagesordnung sind, und am hiesigen Hofe einen sehr peinlichen Eindruck hervorbringen müssen, erblicken. Aus gleichem Grunde, meint man, habe die Kaiserin auf ihrem Wege durch Baiern München vermieden; seltsam ist in der That, wie sich die Reiseroute des russischen Monarchen zwischen Wien und München hindurchwindet. Daß der Zweck der Reise kein anderer, als die Besprechung der katholischen Kirchenverhältnisse mit dem heiligen Vater sei, ward hier schon lange als bekannt angenommen, und es wird die Heilfahrt der russischen Kaiserin, welche, obschon immer kränklich, sich doch lange nicht so schlecht, als die Nachrichten aus Petersburg die Berliner anfangs glauben ließen, bloß als ein guter Vorwand zu der Romfahrt Nikolaus' betrachtet; auf dem Rückwege glaube der Selbstherrscher, mit dem Papste ausgesöhnt, die ihm persönlich entfremdeten Höfe besuchen zu können. Man darf in jedem Falle gespannt sein, welche Farbe das Verfahren der russischen Regierung gegen die Katholiken in Rußland in der Folge annehmen wird.

Der Kaiser Nikolaus reist bekanntlich sehr schnell; den Weg von Leipzig bis Innsbruck legte er in zwei Tagen zurück. Die sprüchwörtlich gewordene Freigebigkeit des Czars findet in Oesterreich wenig Anerkennung, denn die Postillons, an das Trinkgeld von zwei Dukaten von Seiten unserer Prinzen gewöhnt, äußern sich sehr unzufrie-

den über die Hälfte dieser Summe, welche ihnen die russische Großmuth zu Theil werden ließ. Es wurden wieder mehre Pferde zu Tode gejagt, deren Verlust natürlich den Postmeistern vergütet ward.

Der Bürgermeister Czapka ist von seiner Reise durch Deutschland und Frankreich zurückgekehrt und wie man hört, stehen unserem Gemeinwesen mancherlei Reformen bevor, die unter allen Umständen sehr wünschenswerth erscheinen. Das Wichtigste wäre wohl die Aufhebung der jetzt bestehenden Grundgerichtsbarkeiten in den verschiedenen Vorstädten und deren Uebergabe zur Verwaltung an den Magistrat selbst. Die Buntscheckigkeit der städtischen Verwaltung hemmt alle gleichförmige Entwicklung und macht die totale Durchführung vieler Verschönerungspläne und anderer nützlicher Unternehmungen ganz unmöglich, weil die eine Gemeindebehörde billigt, was die andere verwirft. Selbst die Gemeinbelasten sind ungleich, und während in dieser Vorstadt blos zwei Kreuzer vom Gulden des Miethbetrages gefordert werden, zahlt man in jener fünf Kreuzer vom Gulden. Daß bei der Vielfältigkeit der Gemeindeverwaltung nichts gespart wird, bedarf wohl keines Beweises, und die Feststellung eines einheitlichen Gemeindeverwaltungssystemes wäre ohne Zweifel eine große Wohlthat für die gesammte Bevölkerung. Ein Anderes endlich ist noch die Armenpflege, in welcher zur Stunde viel Mißbrauch getrieben wird, denn über 70,000 Individuen beziehen das sogenannte Armeninstitutengeld, welches freilich nur gering ausfällt, aber eben nur deshalb zersplittert werden muß, weil eine Anzahl Leute, die dieser Unterstützung nicht bedürfen, damit theilt werden. Ein träges, arbeitsscheues Gesindel, das jede Gelegenheit zum Verdienst unter dem Vorwande der Kränklichkeit von sich stößt, lebt von der öffentlichen Mildthätigkeit ein ziemlich luxuriöses Leben, welches sich tausend ehrliche Menschen im Schweisse des Angesichts mühsam erwerben müssen und oftmals nicht können. Ein Gerücht spricht von der allgemeinen Einstellung dieser Monatsgelder, welche nur die Faulheit unterstützen, und dafür sollen Freitische gestiftet werden, bei denen Jeder, der mit einer Armentafel versehen ist, Zutritt erhalte. Auf diese Weise würde für das nothwendigste Bedürfniß der Leute gesorgt sein und Niemand könnte dann sagen: Ich habe aus Hunger gestohlen; zugleich würde auch die Zahl der jetzigen Armen, die, nebenbei gesagt, einen sehr leckern Gaumen zu haben scheinen, in Wälde vielleicht auf 15,000 herabsinken, denn die große Mehrzahl der nach dem gegenwärtigen System Theilhabenden, wovon Viele die Summe insgeheim beziehen und für Ballschuhe und Glaceehandschuhe ausgeben, würde sich schämen, öffentlich unter der Klasse der Dürftigen zu erscheinen, und würde wegbleiben. Auch möchte der Magen Mancher, die an Braten und Thee gewöhnt waren, die Speisen der Armentafeln sehr unschmackhaft finden.

Wenn ich hiermit das Kapitel der städtischen Desideria schließe, so ge-

schiebt das nicht, weil es mir an Stoff mangeln würde, noch ein paar Druckseiten damit auszufüllen: unser Gemeinwesen ist reich an eingerotteten Mißbräuchen, an deren Abstellung manches Fahrzehend gesetzt werden muß. Jedenfalls darf ihr Vorhandensein nicht dem Bürgermeister Szapka zur Last gelegt werden, der eine bei hiesigen Stadtvorstehern ganz ungewöhnliche Thätigkeit an den Tag legt, und eben dieser Rüstigkeit und überall eindringenden Geschäftskennntniß des jezigen Bürgermeisters ist es namentlich zuzuschreiben, daß derselbe im Großen unpopulär geworden. Sein Eifer und sein gründliches Wollen stört die guten Leute in ihrer hergebrachten Bequemlichkeit, und Manche, welche sich mit einem Male verkürzt; diese Leute sind gemästet haben, sehen sich mit einem Male verkürzt; diese Leute sind es, welche Zeter schreien und Jedermann verkehren werden, der nützen will in dem Kreise seines Berufes; die Menge, der große Haufe macht gern Chorus und stimmt den Klagestöhnenden bei, weil es gilt, sich an einem Höhergestellten zu reiben. Wir finden es darum sehr löblich, daß die Leipziger Zeitschrift „Der Komet“ den Correspondenten der Hamburger Jahreszeiten mit der Veröffentlichung seines Namens bedroht hat, falls derselbe fortfahre, lediglich ekelhafte Skandalgeschichten aus Wien zu berichten. Das heißt die Aufgabe der Presse mißkennen, wenn man glaubt, es sei ihre Bestimmung, anrühige Thatfachen und pikante Gerüchte auf den Markt zu schleppen; in einer Hauptstadt von 400,000 begeben sich solcher Sachen in Fülle und jedes Haus hat seine Mystereien, aber nur die Ignoranz und Gemeinheit wird sich dazu hergeben, diesen Schlamm in die Deffentlichkeit zu tragen, weil sie das Bessere nicht weiß und nicht schätzt. Wien birgt dessen, was der Kundgebung werth ist, so vielerlei in sich, daß man nicht gezwungen ist aus der Hefe zu schöpfen, wenn man anders keine angeborne Hinneigung zu diesem unreinen Elemente hat.

Der Fürstbischof von Breslau Baron von Diepenbrock kam auf einige Tage hieher, um in die Hände des Hofkanzlers Graf Jazaghi den Eid der Treue abzulegen, da die österreichischen Herzogthümer Troppau und Teschau zu dem Sprengel des bischöflichen Stuhls zu Breslau gehören. Seine Anwesenheit hat sein aus dem Glämischen übertragenes Werk des Dichters Conscience, dessen Extragniß den Armen bestimmt ist, in den aristokratischen Kreisen der Gesellschaft zur Modelektüre gemacht, so daß man jetzt die meisten Damen ein Buch preisen hört, dessen schlichter Geist und puritanische Einfalt sonst sicher das Wohlgefallen der Salons nicht zu erringen im Stande gewesen wären. Diepenbrock wird als ein klerikaler Politiker, doch von der gemäßigten Farbe geschildert.

Die Bühne liefert nichts Bedeutendes; im Hofburgtheater geht nächstens, nachdem Dohlenschlägers Dina wegen mancherlei Vorbereitungen für die spätere Wintersaison zurückgelegt worden, ein Trauer-

spiel: Ulrike, von Kattenbrunner, in die Scene. Auch spricht man von einem Rücktritt des Direktors Holbein und der Beförderung des Schauspielers Korn zum Oberregisseur, doch hat die Sache wenig Wahrscheinlichkeit, da dadurch das Budget nur zwecklos belastet würde, ohne dem Interesse des Instituts zu frommen. Herr von Holbein fügt sich in seine gegenwärtige untergeordnete Stellung, und dieser ist er auch vollkommen gewachsen, denn das Technische und die Verwaltung war von jeher seine Stärke. Das Hofopertheater rivalisirt fort und fort mit dem Theater an der Wien, in dem Staudigl bereits volle Häuser macht, doch hat es jetzt in einem Diurnisten der Staatsbuchhaltung, Namens Anders, eine hoffnungsvolle Acquisition gemacht. Der einundzwanzigjährige junge Mann ist in Platos Stradella in der Titelrolle aufgetreten und hat außerordentlich gefallen. Seine Tenorstimme ist sehr angenehm und besonders in den hohen Tönen äußerst rein und stark; dieser Umstand eröffnet ihm bei der jetzt beliebtesten Compositions-methode der Tondichter eine glänzende Laufbahn und dem Vernehmen nach soll ihn die Direktion bereits mit einer Jahresgage von 4000 Gulden gewonnen haben. Eine Tänzerin aus Amerika, Miß Maywood, erregte mehr durch die Kühnheit und Agilität ihrer Bewegungen, als durch Anmuth und Grazie das allgemeinste Staunen.

Vokorny will sich mit dem in Prag abtretenden Direktor Stäger associiren und ist deshalb bereits nach Prag abgereist, um die besten Kräfte der dortigen Bühne im Schauspiel und in der Oper für seine beiden hiesigen Anstalten zu übernehmen. Als Benefizier des Bassisten Staudigl wird eine neue von Kreuzer komponirte Oper „Die Hochalpe“ gegeben werden, wozu Holtei den Text geliefert hat.

Was die einheimische Journalistik betrifft, so stehen ihr für das kommende Jahr keine bedeutende Veränderungen bevor. Die unter Schuhmachers Redaction erscheinende „Gegenwart“ zeigt viel guten Willen und hat schon manches ernste Wort gesprochen, doch muß sich dieses Blatt vor dem Nachdruck hüten und dem Leser nicht Auszüge aus den Ergänzungsblättern der allgemeinen Zeitung in Augsburg vorsetzen, wie unlängst in Bezug auf Burkes Leben geschah. Der „Zuschauer“ wird 1846 viermal wöchentlich erscheinen; der Redakteur dieses Journals hat von Sr. Majestät dem Kaiser die große goldene Ehrenmedaille für schriftstellerisches Verdienst erhalten, eine Auszeichnung, die ihm als Kinderschriftsteller allenfalls gebührt.

Nachstehendes sind die statistischen Verhältnisse der österreichischen Journalistik in den verschiedenen polyglotten Provinzen des Kaiserstaates. Im Ganzen erscheinen im Umfang der Monarchie 159 Journale, worunter 40 politischen und 12 kommerziellen Inhaltes sind; nach den Sprachen eingetheilt, fallen 76 auf die deutsche, 53 auf die italienische, 14 auf die ungarische, und 15 erscheinen in slavischer

Zunge; bloß ein einziges Journal wird französisch geschrieben. Unter den Städten steht Mailand mit 30 Zeitschriften obenan, dann folgt Wien mit 24, Pesth mit 14 und Prag mit 13 Blättern.

Vor ein paar Tagen sind mehre spanische Offiziere angekommen, um sich in den Artilleriewissenschaften und im Geniewesen auszubilden, es sind die Obersten Novello und Venenco und der Lieutenant Guillamas. Auch nach Berlin soll eine Anzahl k. spanischer Offiziere zum Behuf ihrer weitem militärischen Ausbildung gesendet werden, wenn sie nicht schon dort eingetroffen sind.

Die Grenzboten haben in einer ihrer letzten Nummern den durch seine neuesten Erklärungen berüchtigt gewordenen Chownik erwähnt. Hier kennt man diesen Herrn ganz genau und lacht über die Bedeutung, welche die deutsche Tagespresse einem solchen Menschen beilegen konnte. Herr Chownik ist ohne alle wissenschaftliche Bildung und wurde in einer sogenannten Cadettenkompagnie mit Ausschluß aller Humanitätsbildung bloß für den Militärstand erzogen, dem auch sein Vater angehörte, welcher als k. k. Rittmeister starb. Zur Zeit der großen Kämpfe gegen das durch die Julirevolution tieferschütterte Frankreich noch sehr jung zum Offizier befördert, diente er ein paar Jahre in dem ungarischen Infanterieregimente Prinz Wassa, bis er in Folge von Infubordination den Dienst verlassen mußte, einige Zeit in Wien lebte, sich nach Pesth wendete und später Oesterreich verließ, wo er sodann in Leipzig „die Eisenbahn“, später in Mainz „das Rheinland“ redigirte und zuletzt als Redakteur „der Schnellpost“ in Ulm sein Unwesen trieb. Zur Charakteristik seiner konfessionellen Umtriebe mag dienen, daß er bei seinem hiesigen Aufenthalt, nachdem die loyale Spekulation des „Herzogsliebes“ mißlungen war, ein Gedicht „die Berirrten“ schrieb, wodurch er sich das Patronat des Clerus verschaffen wollte. Man sah ihn damals viel im Palast des Nuntius, dessen Sekretair, jezt Nuntius in Brasilien, Abbate Bedini, er bestürmte, ihm eine päpstliche Auszeichnung zu verschaffen.

## II.

### Aus Hamburg.

Der Geldmarkt. — Eine Anekdote. — Propositionen des Senates. — Sturmflut vom 21. Oktober. — Dr. Lindberg. — Die Presse. — Theater. — Künstlergästs. — Seydelmann.

Wenn auf dem hiesigen Geldmarkt so starke Fluth gewesen wäre, wie vor einigen Tagen in unsern Straßen, so hätte alles Geschrei über die finanzielle Krisis jezt ein Ende. Aber dort traurige Ebbe und hier trübseltiger Ueberfluß. Nicht einmal die endlich aus England erfolgten starken Silbersendungen, in Barren und Münzen,

haben eine merkliche Veränderung an unserm gedrückten Geldmarkt hervorbringen können. Von den mannichfachen Vorschlägen zur Abhülfe, wie sie in den öffentlichen Blättern aufgetischt, sind noch keine befolgt, auch waren die wenigsten hierzu praktisch genug. Die Maßregeln der Bank sind als ungenügend befunden worden und so ist denn der hohe Discostand — er war bereits 8 Proc. — und der Mangel an Baarem noch ziemlich unverändert geblieben. — Ueberall muß doch Fokus sein schelmisches Spiel haben, selbst bei der Hamburger Geldkrisis. Hören Sie nur. Ein Landmann aus dem Hanznoverschen kommt vorige Woche nach Hamburg, vernimmt von der argen Ebbe an Baarem, die hier wie anderswo herrscht, und fragt treuherzig einen Städter, ob er ihm rathe, ein Capital hierher zu bringen, welches er sich zu Hause für schlechte Zeiten aufbewahrt habe. „Allerdings könnt Ihr jetzt mit baarem Gelde in Hamburg hübsche Procente machen, lautet der Bescheid. Wie stark ist denn Euer Kapital?“ — „Fünzig Thaler!“ sagt der Bauer und wirft sich in die Brust. — O, du liebe Einfalt vom Lande! — Leider sind die Anekdoten nicht alle heiterer Gattung, welche die Geldkrisis in Umlauf gebracht hat. Man erzählt sich seit Wochen — sogar in öffentlichen Blättern, ohne Widerspruch zu finden — daß mehrere unserer reichsten Capitalisten, zugleich Mitglieder der höchsten Staatsbehörden, die Ersten waren, welche ihren Häusergästen kündigten, um einen höhern Zinsfuß als bisher zu erlangen. Wenn ein solches Beispiel von oben herab kommt, so ist's erklärlich, daß der Zinswucher sich überall bemerkbar macht. Es herrscht hier jetzt die gefährlichste Unsicherheit in allem Grundbesitz; wir stehen wie auf unterhöhltem Boden, und daß mit den Folgen der Brandkatastrophe der leidige Schwindelgeist eng verbunden war, davon liefert die jetzige Krisis, welche viele Schäden und faule Stellen nicht mehr zu verhüllen gestattet, die deutlichsten Beweise. — Ich gehöre jedoch nicht zu den Unglücksraden, die überall nur Tod und Verwesung prophezeihen, weil sie den Leichengeruch am wohlthätigsten für ihre Sinne finden. Unser altes Hamburg hat zu viel gesunde Säfte, um nicht dem neuen mit der Zeit — diese brauchen wir allerdings — über alle Krisen und Neugestaltungsprozesse hinweghelfen zu können. Dieser Hoffnung wollen wir uns überlassen und auch dem Glauben, daß einst die alte Solidität, die hansestädtische Ehrenfestigkeit — welche jetzt stark erschüttert scheint — wieder im Allgemeinen bei uns anzutreffen sein wird. Im Einzelnen hat sie sich Gottlob noch nicht verloren. — Schon vor Jahr und Tag schrieb ich in den Grenzboten, daß Hamburgs Blüthe und merkantilische Größe wesentlich durch die geringen Schwierigkeiten mit herbeigeführt worden sei, welche hier dem Fremden, der Niederlassung wünscht, zu überwinden bleiben. Diese Ansicht hat jetzt sogar in den jüngsten Propositionen des Ge-

nates an die erbgeessene Bürgerschaft, worin einige neue Bestimmungen wegen des Bürgerwerdens getroffen wurden, eine Bestätigung gefunden. Es heißt dort: „Nichts würde leichter sein als die Erwerbung des Bürgerrechts durch Fremde so zu erschweren, daß das bisherige Verhältniß sich bedeutend veränderte; allein die Leichtigkeit der Erlangung desselben besteht seit Jahrhunderten und Hamburg verdankt unter Andern sehr wahrscheinlich auch dieser Einrichtung einen Theil seiner Blüthe; wollte man hier jetzt hemmend eingreifen, so ließen sich die Folgen schwer vorher sehen. Nur dringende Gründe würden eine solche Maßregel rechtfertigen und diese sind nicht vorhanden.“

Die Sturmfluth vom 21. Oktober ist als eine ganz unerwartete Calamität in die Reihe der schon vorhandenen getreten und wird für Viele von den nachtheiligsten Folgen sein. Assuranzgen wider den von Wassernoth angerichteten Schaden giebt es hier nicht, aus dem Grunde, weil ein solches Unglück nie Einzelne trifft und keine Assuranzgesellschaft bei der Schadloshaltung vieler Hunderte Vortheil haben könnte. Die nasse Ueberrashung war für viele Bewohner von Kellern und niedrig gelegenen Lokalitäten eine furchtbare. Nicht nur der sehr beträchtliche Verlust an Gütern, Waaren, Mobilien, Hausgeräth u. s. w. ist zu tragen, auch die Gesundheit Derer, welche in den Monate lang feucht bleibenden Wohnungen hausen müssen, ist beim Rückblick auf das Ereigniß nicht zu vergessen. Diese Sturmfluth hatte eine Höhe von beinahe 20 Fuß und war jener verhängnißvollen Februarfluth des Jahres 1825 gleich, welche wohl nie aus dem Gedächtnisse der Hamburger schwinden wird. Nach der Meinung Vieler haben die Siele, die mit so schweren Kosten hergestellt sind und welche so viele widersreitende Debatten veranlaßten, das Unglück nur vergrößert, anstatt dagegen zu schützen. Das Wasser drang, mittelst der Sielkanäle, nach Stadttheilen, welche bei allen frühern Uebersfluthungen verschont geblieben waren. Die Aufregung wider den Schöpfer unsers Sielsystems, Herrn Lindley aus London, war am Tage des Ereignisses sehr groß. Freilich durfte weder hierüber noch über die Rolle, welche die Siele bei der Sturmflut überhaupt gespielt, ein unzufriedenes Wort in unsern Blättern laut werden. Hingegen hat man Aeußerungen der Sielbauertheidiger, welche die Wahrheit geradezu auf den Kopf stellten und sich sogar nicht entblödeten, eine Uebersfluthung dieser Art als eine ganz gewöhnliche, durchschnittlich jedes Jahr wiederkehrende, zu bezeichnen, — mit großem Vergnügen das Imprimatur erteilt. An demselben Orte, in einem unseiner verbreitetsten Volksblätter, wurde von den „grausenhaften“ Scenen gesprochen, welche die Sturmfluth veranlaßte und gleich darauf von der eignen Schuld der Betroffenen, weil sie nicht früh genug ihr Eigenthum zu retten versucht. Das Wasser kam aber

mitten in der Nacht und flog mit entsetzlicher Schnelle. Uebrigens werden hier bei jedem Fuß, den die Fluth steigt, Kanonenschüsse abgefeuert. — Die anfangs verbreitete Nachricht vom Verlust mehrerer Menschenleben hat sich nicht bestätigt; hingegen ist viel Vieh in der Umgegend ertrunken, in einer unserer Straßen sogar ein Pferd, welches mit der Droschke umschlug und sich nicht mehr aufrichten konnte. Die Blätter erzählen viele spaßhafte und ergötzliche Vorfälle neben den sehr ernstern Scenen, die sich überall ereigneten. Die Verwirrung spielte ihre tausend Instrumente, die Habsucht machte sich breit, der rohe Egoismus erschien in seiner widerlichsten Nacktheit, der freche Uebermuth, welcher keinen Richter zu finden glaubte, wurde mitunter von einer plötzlichen Volksjustiz bestraft, und was denn mehr derartiges in Begleitung eines solchen Naturereignisses vorkommen kann.

Wenn man aus dem Wasser schnell auf das Trockene kommen will, braucht man sich nur zum Theater zu wenden. — Dort hat die Veteranin Sophie Schröder als Declamatrice jede Erwartung übertroffen und selbst unsern besten Redner, namentlich durch den wunderbar-charakteristischen Vortrag der Schillerschen „Glocke,“ in dunkeln Schatten gestellt. In der Durchführung einer so anstrengenden Rolle wie die Isabella in der „Braut von Messina,“ wurden die Schwächen des vorgerückten Alters (die Schröder ist bald 65 Jahre) bedeutend merklicher; dennoch war sie auch an diesem Abend, bei billiger Berücksichtigung der Umstände, vortrefflich, und neben den genialen Blizmomenten, welche nicht fehlten, war auch das Ganze der Leistung in hohem Grade interessant. Der Beifall war groß, ob aber die Hamburger der alten Frau ein gleiches Maß von Anerkennung geschenkt hätten, wäre sie nicht als Sophie Schröder gekommen, ist eine Frage, die ich nicht bejahen kann. — Ein berühmter künstlerischer Gast, der jedoch nicht Spielens halber kam, auch einer Aufforderung dazu nicht entsprechen konnte, war Döring von Berlin, der jetzt in Hannover zwei Monate hindurch wirken muß. Döring scheint die zahlreichen und theilweise ziemlich hämischen Anfechtungen, welche er in Berlin von einer gewissen Sorte Kritik erfährt, mit großer Gelassenheit und sehr würdig zu ertragen. Er hat freilich zwei mächtige Verehrer und Freunde — das Publikum und den König. Im Uebrigen wird er doch auch von manchem gewichtigen Beurtheiler noch immer auf das Wärmste anerkannt. Bei dem Hohngeschrei wegen der Aeußerungen des verstorbenen Seydelmann über Döring hätten die Aufspürer und Verbreiter zur Wahrung der Ehre ihres eignen Verstandes doch bedenken sollen, daß der Reflexions-schauspielkunst Seydelmanns in dem unbestreitbaren Naturgenie Dörings eine Rivalität erwachsen war, welche Jener mit Grund fürchtete. Mit Grund, sag' ich, denn es ist z. B. in Hamburg Anno 1835 vorgekommen, daß der berühmte Seydelmann das Publikum

durchaus nicht mit sich fortzureißen vermochte, während der gleich darauf als obscurer Schauspieler hier anlangende Döring es an jedem Spielabend in Enthusiasmus versetzte. Damit will ich Seydelmanns Ruhm nicht im Mindesten angetastet, sondern nur seine wahre Stellung zu dem jüngern Nebenbuhler in eine vielleicht für Manchen neue Beleuchtung gebracht haben. Wo aber Rivalität ist, da kann schwerlich völlige Unbefangenheit und Gerechtigkeit des Urtheils sein — am wenigsten zwischen Schauspielern. Seydelmann ist todt; Niemand kann seinen Schatten zur Verantwortung ziehen für das, was der Mensch in der Gährung verletzten Selbstgefühles und in den gewiß verzeihlichen Stimmungen der Gereiztheit niederschrieb. Diejenigen aber, die derartige briefliche Aeußerungen aus der Privatchatouille, wohin sie gehören, an das Licht der Deffentlichkeit brachten und damit aus Unbesonnenheit oder Gehässigkeit wider die bedeutendsten Talente des jetzigen Theaters zu Felde ziehen, erscheinen mir in ihrem Thun sehr unwürdig. Unter Seydelmanns Briefen, namentlich soweit sie seine Urtheile über Künstler und Collegen enthalten, mußte eine viel strengere Auswahl getroffen werden. Was Döring speziell betrifft, so ist nicht in dem Röttscherschen Buche, wo er namhaft nur Lobeszoll erhält, sondern aus dem Kosmarschen Nachlasse in einem Berliner Blatte ein Brief Seydelmanns über ihn veröffentlicht.

## III.

## Aus Cöln am Rhein.

Neue Censurinstructionen und überhaupt Censur. — Herr Brüggemann. — Das fanatische und das heitere Cöln. — Ein Speculant in Religion. — Clemens Augusts Tod. — Noth und Rückblicke auf die Königsfeste. — Theaterklage. — Kunstgenüsse.

Man erzählt sich hier wunderliche Dinge über eine neue Censurinstruction, welche, wie es heißt, mit dem 1. November in Kraft treten soll; nichts eben tröstliches, denn, sagt die Fama, die Gedanken-schlächterei solle danach noch ärger werden, als sie es zuvor war. Was soll dann aber erst aus unsrer Publizistik werden? da sie jetzt schon mit beiden Füßen lahmt und ihr tagtäglich die Flügel also gestutzt werden, daß sie gar nicht mehr daran denkt, einen Ausflug zu wagen, und sich ruhig an der Erde hält, indem man sogar die allertäglichste Hausmannskost, welche sie uns in den Wassersuppen der meisten rheinischen Blätter reicht, nicht sattfam genug bespürnasen kann. Und nun soll es noch schlimmer werden?! Als wir jüngst unserm Nerger darüber etwas freie Luft machen wollten, wurde uns von Einem, welcher täglich auch nicht einen Buchstaben des Rheinischen Beobachters ungelesen läßt, der triftige Trost: „Wir können doch noch wohl zufrieden sein, wir Preußen; da sehen Sie sich einmal die

Censur in Oestreich oder in Rußland an.“ — Michel, du bist unvergleichlich! — Censur ist dir schon zum Bedürfniß geworden; sie ist ein integrierender, wichtiger Theil des Pupillen-Collegiums, welchem du wohl nie und nimmer entwächst. — Viele halten die geschärften Censurinstructionen für einen Bescheid auf die Petitionen um Pressfreiheit, welche von vielen rheinischen Städten unserm letzten Landtage überreicht wurden. Nun, Gedanken und Meinungen sind zollfrei; wir können nicht behaupten, daß sie Recht haben, eben so wenig aber auch das Gegentheil. — Unter schönen Auspizien wird Herr Brüggemaun, welcher, wie bekannt, Herrn Karl Andree bei der Redaktion der kölnischen Zeitung ersetzt, bei dergestalteter Sache sein neues Amt antreten. Wir wollen hoffen, daß er einen guten Magen hat, denn er wird bei uns gar Manches und Mancherlei zu verdauen kriegen; haben doch die Münchner politischen Blätter und ihre Soda das Anathema schon über Herrn J. Dumont ausgesprochen, weil er so gottlos ist, einem Manne, welcher die Adresse der sogenannten Lichtfreunde mit zu unterzeichnen sich unterfangen, einen Theil der Redaction der Eölnischen Zeitung zu übertragen. Niedrige Persönlichkeit, hämische Bosheit und blasser Neid sprudeln ihren Geifer in den Blättern, welche sich mit dem Titel der Kämpfer für das wahre Christenthum, für die apostolisch-katholische Kirche brüsten, über ihn aus. Warum? Weil die Eölnische Zeitung 10,000 Auflage hat und nicht mit in ihr Horn stoßen will. Sie finden mit ihren Kapuzinaden und Diatriben aber hier in Eöln keine Sympathien, es sei denn im Clemens-August-Verein, der aus Männern besteht, welche alle würdig, in Huttens *Epistolae* 2c. 2c. zu figuriren. Aber auch diese Dinge nehmen sich aus der Ferne immer schwärzer und ärger aus als sie in der Wirklichkeit sind. Es ist in der That bei uns so schlimm nicht, wenn auch in unsern Mauern der Rheinische Beobachter erscheint, und mit jedem Tage ein neuer Verein unter den Auspizien eines Kirchenpatrons in's Leben tritt, ja sogar der Verein des h. Carolus Borromäus einen Direktorialstiz bei uns hat. Was man auch thut, welche Mittel auch versucht werden, wie man auch schlaue und fein zu benebeln und zu fanatisiren bemüht ist, der eigentliche blinde Absolutismus und Ultramontanismus werden hier nie Wurzel fassen, dafür ist man hier zu lebensfroh und zu gesund an der Seele, wie sich dies bei jeder Gelegenheit kund giebt, wo der Eine oder Andere sich einen Uebergriß erlaubt, und auf die Masse im ultramontanistischen Geiste einwirken will. So war vor weniger Zeit wieder ein gewisser Moritz Brühl hier, der sich Doktor nennt und am Rhein vor etwa zwei Jahren in Religion spekulierte. Nämlich, da er ein Jude und wenn wir nicht irren, ein Frankfurter war, so versuchte er, nachdem es mit seiner literarischen Industrie-Ritterschaft nicht mehr fort wollte, nachdem er auf andere Namen gepumpt und geborgt und

wie die edlen Streiche sonst noch heißen, aus irgend einer geistlichen Confession seinen Vorthail zu ziehen. In Wesel hatte ers auf die evangelische abgesehen, wurde, wie es scheint, aber durchschaut, da man seine Seele nicht wollte, und daher wandte er sich nach Eöln und Bonn, wo seine Spekulation auf den Katholicismus auch nicht Wurzel schlagen wollte. Endlich kam er nach mancherlei Abenteuer nach Baiern — und wurde, wie er sagt, katholisch. Gar erbaulich hat er seinen Uebertritt beschrieben, nur Schade, daß er sein reich bewegtes Leben selbst nicht mitbeschrieben, d. h. Wahrheit und keine Dichtung, wenn das sonst bei ihm möglich, damit die Katholiken doch sähen, um welche Seele sie reicher geworden sind. Er lebt jetzt in Würzburg, weiß, dem Anscheine nach, die rechte Fahne auszustrecken, schreibt eine Biographie des Ignatius Loyola, giebt in Neuß einen katholischen Volkskalender heraus — und wird von einer Partei gehalten, der seine Vergangenheit durchaus nicht unbekannt sein kann, und die ihm als ihren commis-voyageur benugt, welcher aber hier am Orte durchaus schlechte Geschäfte gemacht hat. Solche, denen nichts heilig, wo es ihren Vorthail gilt, die mit Allem Schacher treiben, müßte die öffentliche Presse nach Verdienst brandmarken, damit das ganze Deutschland wisse, was es an ihnen hat, damit sie allenthalben nach Verdienst gewürdigt werden, und sich derjenige, welcher es mit Allem, und so auch mit seinen religiösen Ansichten wirklich ehrlich meint, vor ihnen hüten kann. Solche Leute schaden natürlich der Partei am meisten, für welche sie wirken sollen, denn aus den Mitteln schließt man nur gar zu leicht auf den Zweck. — Am 19. Oktober starb unser, in Münster gleichsam in der Verbannung lebender Erzbischof Clemens August von Droste zu Vischering, eben 72 Jahre alt. Johannes von Geißel, sein Coadjutor, wird dem Verstorbenen in seiner Würde als Erzbischof folgen, da er unter dieser Bedingung sein Amt als Verwalter der Erzdiocese angetreten hat. Clemens August war, wie man auch sein Wirken und Handeln beurtheilen mag, ein Charakter, fromm und wohlthätig. Morgens, Mittags und Abends hallt feierliches Trauergeläute aller Stöcken über unsere Mauern. Ob der Verstorbene im hiesigen Dome beigesezt wird, ist, wie man hört, noch nicht bestimmt; es hängt von seinem letzten Willen ab, der noch nicht eröffnet ist. Nach abgehaltenen Trauerfeierlichkeiten für den Verewigten wird auch wohl der neue Erzbischof Johannes feierlichst inthronisirt werden. — Nachdem die uns bevorstehende Eheuerung, der über alle Vorstellungen große Geldmangel, wie ganz natürlich, die Erinnerungen an die königlichen Feste, welche in vergangenem Sommer unsere Gegend belebten, schon verdrängt, ja verwischt haben, tauchen noch einzelne Momente auf, die durch ihre Originalität wieder einmal flüchtig die Aufmerksamkeit der Menge darauf hinlenken. Klar ist es, daß der Aufenthalt unsers

Königspaares und die Bewirthung seiner Gäste schöne Summen gekostet haben, doch übertrieb die Fama auch hierin und gab mitunter Zahlen an, die ein wenig mehr als königlich und, man konnte es den Leuten nicht übel deuten, zu allerlei Betrachtungen Veranlassung gaben. So sollte unter anderem das von unserm Schauspieldirektor Spielberger zu besorgende in Szene setzen der Oper Norma in Coblenz 30,000 Thaler gekostet haben, wiewohl sie nicht gegeben wurde, indem die Beherrscherin der Meere in ihren echt englischen whims nie recht wußte, was sie wollte und sollte. Vor Kurzem gab nun Spielberger öffentlich die Erklärung, daß die Beschaffenheit der neuen Garderobe und alle szenischen Einrichtungen nur 400, sage und schreibe vierhundert Thaler gekostet haben, über welche er dem Grafen von Redern Rechnung zur Liquidation übersandt, und bei welcher Gelegenheit wir auch erfuhren, daß der Sänger Staudigl für dreimaliges Singen in den Hofkonzerten 100 Friedrichs'or erhalten habe. Man sieht daraus, daß die Summen, welche die Festlichkeiten erfordert haben, nicht so ungeheuer waren, als man sich einbildete, wenn sich auch vielleicht nicht alle Posten im Verhältnisse des für die Opernvorstellung verausgabten reduziren lassen. Auf die Erklärung Spielbergers ist derselbe durch unsern Polizei-Direktor aufgefordert worden, alle Belege zu seiner Rechnung Behufs deren Liquidation einzureichen. — Ueber unser Theater möchten wir herzlich gern recht viel des Guten berichten; aber wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren, denn das rezitirende Schauspiel kann sich weder, was die Einzelnen noch das Ensemble angeht, über die allergewöhnlichste Mittelmäßigkeit erheben und die Oper ist im Allgemeinen noch schlechter, denn in derselben verdienen nur Dem. Winkelmann, die Primadonna, und Herr Nusch, Baritonist, erwähnt zu werden, aber zwei Schwalben machen noch immer keinen Sommer. Was will man aber auch eigentlich mehr vom Direktor eines Theaters, das unter den drückendsten Lasten seufzt, wie kein anderes Provinzialtheater Deutschlands und im Verhältniß zu der Seelenzahl Cölns vom Publikum wenig Unterstützung findet. An Miete und Armen-Abgaben zahlt der Direktor allein über 8000 Thaler. Und dennoch bei bewandten Umständen muß hier ein Geschäftchen zu machen sein; denn Herr Ringelhardt, der aus eigener Erfahrung die hiesigen Verhältnisse aufs genaueste kennt und wie die Leipziger wissen, auch zu nehmen versteht, ist mit unter den Bewerbern um die hiesige Concession, indem die Concession Spielbergers mit nächstem Jahre abläuft. Wir wissen nicht, wie wir dies mit den erbärmlichen Lamento's des jetzigen Direktors zusammenreimen sollen. Herr Ringelhardt steht hier noch im besten Andenken, und verließ er auch unter mißlichen Umständen Cöln, da er durch verschiedene fehlgeschlagene Unternehmungen in die Brüche gerathen, so hat er sich doch in allen

Beziehungen, was seine hiesigen Verpflichtungen anging, als ein ganzer Ehrenmann bewährt, und so etwas rechnen die Cölnner einem Schauspieldirector besonders hoch an. Tritt wirklich eine freie Concurrency ein, so hat Herr Ringelhardt die gewissten Aussichten, denn es ist hier gar Vieles anders geworden, als es am Anfange der dreißiger Jahre war. — An musikalischer Unterhaltung wird es uns diesen Winter nicht gebrechen, denn die Concert-Gesellschaft unter Leitung des städtischen Capellmeisters Dorn giebt Concerte und hat sogar einen eignen Tenoristen Koch für dieselben engagirt, und der hiesige Männer-Gesang-Verein wird auch eine Reihe von Concerten zu wohlthätigen Zwecken veranstalten. An Kunstgenüssen sonstiger Art fehlt es auch nicht, denn die Sammlung von Gemälden alter Meister des Gemäldehändlers Marega hat einzelnes sehr Schönes, unter andern einen gefesselten Prometheus von Rubens, den man zu den Perlen seiner Schöpfungen zählen kann. Die Sammlung soll von hier nach Berlin gehen. Ein großes Rundgemälde der Stadt Cöln, aufgenommen und gemalt von dem Landschaftler Lasinsky d. ä., wird, da es etwas Neues und im landschaftlichen Theile Gelungenes ist, im Anfange auch recht zahlreichen Besuch haben, wenn sich der Cölnner auch bald an seinem Cöln wird satt gesehen haben.

## IV.

## Der 18. October in Frankfurt am Main.

Der 18. October ist für Frankfurt nicht blos ein Fest der Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig, sondern zunächst und vornehmlich eine Freudenfeier für die Wiederherstellung der von Napoleon aufgehobenen republikanischen Verfassung. Der Schlacht bei Leipzig wurde natürlich auch gedacht bei dieser Feier, da sie Deutschlands Unabhängigkeit begründete, und das Fest selbst, von alter Zeit her, einen militärischen Anstrich behalten hatte. Das öffentliche Programm, welches jedoch von der Stadt-Canzlei ausgehend an alle Bürger vertheilt wurde, erwähnte nur der Wiederherstellung der Verfassung, und so mag man denn mit Recht bei der Feier des 18. October in Frankfurt an ein eigentliches Constitutionsfest denken. Wenn dieser Charakter in früheren Jahren noch einigermaßen schwankend war, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Theilnahme des Volks, wie sie sich diesmal offenbarte, ihm dieses Siegel unwiderrüßlich aufdrückte.

Sonst wenn die Kanonen vom Geläute aller Glocken begleitet am Vorabende erdröhnten, so wandelte man hinaus an das Ufer des Maines, man fühlte sich erregt von dem festlichen Gepränge, aber kein anderes Gefühl befeelte die Menge als die Heiterkeit, die sich bei

einem beginnenden Feste so gerne ausspricht. Wenn dann am folgenden Tage nach feierlichem Gottesdienste mit Posaunenschall die Bürgergarde sich in langgestreckten Colonnen auf dem Hofmarkte aufstellte und von den regierenden Bürgermeistern und dem Generalstabe inspiciert wurde, dann im Paradeschritt vor dem an dem Eingange des Römers stehenden Senate vorbeidefilirte, so war man eben nicht aufgelegt, hierin etwas anderes, als eine penible Pflichterfüllung von der einen und ein Schauspiel auf der andern Seite zu sehen, wobei es an Witz und Spöttereien nicht fehlte. Auf gleiche Weise, wie am vergangenen Tage ward dann das zwischen 4 und 5 Uhr stattfindende Schlussschießen nur als Gelegenheit zu zahlreich besuchtem Spaziergange betrachtet, worauf Alles in die gewohnte Ordnung zurückkehrte.

In diesem Jahre war jedoch das Fest von einem andern Geiste, oder vielmehr wirklich von einem Geiste beseelt, wodurch Alles einen andern Anstrich erhielt.

Man sprach vielfach davon, daß der 18. October, als Constitutionsfest, Gelegenheit böte, dem Senate die Zufriedenheit mit seiner Verwaltung, im Gegensatz zu gewissen Zeitungsartikeln, welche ihn wegen seiner toleranten Behandlung der religiösen Bewegung angegriffen hatten, an den Tag zu legen. Die Sängervereine sollten um Erlaubniß zu einem feierlichen Ständchen bei den regierenden Bürgermeistern eingekommen sein; wie man aber hört, hat die Behörde davon abgerathen. Auch wäre den Bürgern damit nicht gedient gewesen. Diese wünschten etwas Glatanteres.

Demgemäß versammelte man sich nach getroffener Uebereinkunft, aber ohne daß ein Leiter sich gezeigt, ohne daß ein Ausschuß gebildet worden wäre, Freitags den 17. kurz vor 8 Uhr auf dem Hofmarkte, wo sich alle diejenigen, die sich entweder früher oder auch noch auf dem Platze mit Fackeln hatten versehen können, zusammenschaarten, letztere an einem Harzfeuer entzündeten und, ein Musikcorps in der Mitte, von einer unzählbaren Menschenmenge begleitet, in musterhafter Ordnung hinzogen vor die Wohnung des älteren und dann vor die des jüngeren Bürgermeisters.

Es ist fast unbegreiflich, wie der Zug bei der ungeheuren Volksmasse auf den Straßen sich Bahn zu brechen vermochte, ohne Beihilfe irgend eines gefestigten Schutzes, während bei dem Göthefeste, trotz Comitée und Polizei, der Sängerzug mit seinen Laternen zwischen den zudrängenden Zuschauern in die größte Unordnung gerieth und Einzelne in Gefahr waren, erdrückt zu werden. Aber damals bildete das Volk Opposition und störte absichtlich, — hier herrschte Ein Geist, und bereitwillig trug Jeder das Seine zur Aufrechthaltung der Ordnung bei.

Als an des ältern Bürgermeisters Hause das geachtete Haupt

des Senates einige Worte der Erwiederung auf die von einigen Bürgern dargebrachte Anrede sprach, ließ sich auf der ganzen langen, mit Menschen dichterfüllten Straße kein Laut vernehmen, bis am Schlusse der Rede das vielfache donnernde Hoch! wieder aus allen Kehlen erscholl.

Die Sandgasse, in welcher der jüngere Bürgermeister wohnt, ist sehr enge, und die Neugierigen hatten sich dicht gedrängt hier aufgestellt; als aber der Zug der Fackelträger mit seinen unzähligen Begleitern im Marschtempo anlangte, machte Alles bereitwillig Platz, und ohne nur den Schritt zu mäßigen, gelangte man bis vor das Haus auch dieses Repräsentanten des Senates. Auch diesem stellten sich einige Bürger vor, ihre Huldigung in Worte fassend, worauf der Zug sich auf den Römerberg begab und nach mehreren Hochs und einigen Liedern die Fackeln in einem hellen Freudenfeuer verbrannte.

In größter Ruhe und Stille ging darauf Alles aus einander.

Am eigentlichen Festtage, dem 18. October selbst, sprach sich die Begeisterung für den Senat nicht weniger aus.

Bei der Revue der Bürgergarde auf dem Hofmarkte brachte jedes inspicirte Corps ein dreimaliges Hoch aus, in welches das Volk bereitwillig einstimmte, man schwenkte die Hüte, und Tücher wehten aus den Fenstern.

Als nun zuletzt der versammelte Senat sich am Eingange des Römers aufstellte, um die Truppen an sich vorübermarschiren zu lassen, trat wieder ein schlichter Bürger vor, der in kurzer Anrede seine Mitbürger aufforderte, in das von ihm ausgebrachte Lebehoch des Senates einzustimmen; was denn auch mit der größten Bereitwilligkeit und allgemeiner Begeisterung geschah. Auch die nun vorbeifilirtren Truppen brachten, so oft eine Abtheilung den Senat begrüßte, ein lautes und einstimmiges Hoch aus.

So haben wir denn hier ein sprechendes Beispiel, wie der Sinn für freie Bewegung innerhalb der Schranken des Gesetzes sich im deutschen Volke kund gibt und mit welcher Liebe diese Nation ihrer angestammten Obrigkeit anhängt, sobald sie erkennt, daß diese sie in der gesetzlichen Freiheit schützt und ehrt. O daß jede Obrigkeit diesen ehrwürdigen Geist unserer Zeit erkennte und zum Segen leitete!

Leo Witt.

## V.

### Notizen.

Ein Krieg verhütet. — Nieritz launige Prophezeihungen. — Reclamation.

— Welch' ein ungeheures Unglück ist verhütet worden! Und zwar verhütet durch die Presse. Nun vielleicht öffnet uns das denn

endlich die Augen über die Verdienste unserer Presse. Zwar, dem „Rheinischen Beobachter“, der das Unglück diesesmal verhütet hat, sind seine großen Verdienste ohnehin höheren Orts zugestanden. Wie dem nun sei, das Unglück, das verhütet worden, ist nichts geringeres als ein Krieg zwischen Großbritannien und dem — deutschen Zollverein. In der Uebersetzung englischer Aktenstücke nämlich, in Betreff des Zollvereins, welche deutsche Zeitungen jüngst veröffentlicht haben, war von „Anmaßung“ die Rede. Deutsche Regierungen anmaßend zu nennen! Was mußte das für Folgen haben. Zum Glück hat der Rhein. Beobachter nun entdeckt, daß im englischen Original nur das unschuldige Wort pretension steht, das höchstens mit „Zumuthung“, „Anspruch“ oder dergleichen übersetzt werden könnte. Nur das Eine ist schade, daß uns somit die schöne Gelegenheit entgeht, in einem Seekrieg mit England zu zeigen, wie gewaltig das Land der alten Hanfa dermalen zur See ist.

— Der Nierixsche Volkskalender prophezeit für das J. 1846 unter Andern eine „erste allgemeine Versammlung deutscher Nachtwächter. Das Programm lautet: I. Vorbereitende Sitzung: a) Wahl eines Präsidenten, eines Vicepräsidenten und zweier Schriftführer; b) Bestimmung des Ortes der nächsten Zusammenkunft; c) Anordnungen in Betreff des abzuhaltenden Zweckeffens. II. Eigentliche Sitzung: a) Entgegennehmen von Vorschlägen über Einführung einer allgemeinen deutschen Formel zur Verkündigung der 10. Stunde; b) Entgegennehmen von anderweiten Vorschlägen zur nützlichlichen Förderung der Einheit Deutschlands.“ — Der Volkskalender hat mehr, als einen Witz machen wollen und es ist darüber gar nicht zu lachen, denn es gibt, außer den kosmopolitischen und nichtpolitischen, noch ganz andere Nachtwächter von wahrhaft politischer Bedeutung unter allen Ständen, den höchsten wie den niedersten, die darauf Acht geben, daß Feuer und Licht keinen Schaden anrichten. Die „allgemein deutsche Formel“ wird aber schwer zu finden sein, da die katholischen und die protestantischen, die constitutionellen und die rein monarchischen Nachtwächter zwar auch dasselbe wollen, aber in verschiedenen Formen. — Ferner prophezeit Nierix auf den 25. August 1846: „Alle an diesem Tage sterbende Lieutenants über 56 Jahre werden auf dem Todtenbette das Hauptmannspatent und die Erlaubniß erhalten, sich in der neuen Uniform begraben zu lassen.“ Wenn's nur dem Genius der deutschen Freiheit nicht einst auch so geht. Alt ist er genug und er hat's noch nicht einmal zum Lieutenant gebracht.

— In Bezug auf Nr. 41 S. 59 und 60 der Grenzboten geht uns folgende Reclamation zu:

„Der erbittertste Gegner unsers Liszt.“  
Die Lisztomanen haben die Gelegenheit des Beethoven-Festes

weidlich benützt, um an mir, als dem von ihnen sogenannten „erbittertsten Gegner unsers Liszt“ ihre kleinliche Rache auszuüben. Da sie mir von keiner Seite etwas vorzuwerfen wissen, so reiten sie alle nach Schwabenart auf derselben Mähre herum, die Herr Heine schon vor mehreren Jahren zur Rachenahme an diesem lästigen Gegner seines „Franz“ erdichtet hat, dafür aber bekanntlich in der Leipz. Allg. Zeitung nach Verdienst gestraft wurde. Auf dem Schweif dieser abgenutzten Mähre reitend producirte sich nun auch Herr Prof. C. E. B. Wolf aus Jena (Nr. 41 der Grenzboten, „das Beethoven-Fest in Bonn“). An emphatischer Geschwätzigkeit übertrifft Herr Wolf alle seine Vorreiber, selbst Herrn Fiorentino im Constitutionel. Sogar Beethovens Nachlaß muß als würzhafte Lüge in dem, von dem bonner Festmahl her, mir noch aufgesparten Toast mit eingeflochten werden. Den ehrenwerthen Vordermann des Herrn Wolf in der wiener Zeitschrift habe ich dort unterm 6. Oktober bereits gehört entgegnet. Jene Entgegnung lasse ich Hrn. Wolf und allen Lisztomanen bestens empfohlen sein. Nicht minder empfehle ich den Herren meinen Aufsatz „Blicke in Beethoven's Conversationsbücher und sein Leben“ in der Beilage zu Nr. 298 der „Eölnischen Zeitung.“ (25. Oktob.) Diese Lektüre — jedoch in integro — kann sie vielleicht auf andere Fährte führen, wenn es nicht schon zu spät ist. Damit aber aus Heine's Dichtung, zufolge welcher ich mich auf meinen Visitenkarten in Paris „ami de Beethoven“ genannt haben soll, eine Wahrheit hervorgehe, werde ich mir in Zukunft einen Charakter beilegen, der unbezweifelt sämmtlichen (zumeist musikalischen) Lobrednern des „genialen Liszt“ genehm sein wird.

In Erwägung also, daß Beethoven und Liszt als Künstler im Geiste und in der Wahrheit völlig identisch sind; in Erwägung ferner, daß ich an Ersterem schon lange genug gehalten; in Erwägung endlich, daß nach § so und so viel des allgemeinen Humanitätsstatuts nur der sich Freund nennen darf, der seinem Nächsten die reine, ungeschminkte Wahrheit sagt, ich mir aber das Zeugniß gebe, mündlich und schriftlich „unserm Liszt“ diesen Freundesdienst erwiesen zu haben, — so beschliesse ich, in gewissen Akten mich in Zukunft zu nennen

A. Schindler, ami de Liszt.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.